

Worte zur Erinnerung

Warum ich über meine Mutter schreiben will

Meine Mutter starb am Montag, dem 9. Oktober 1978, um Viertel nach sechs Uhr abends. Es war einer der wenigen Augenblicke, in denen ich nicht an ihrem Krankenbett war. Ich hatte gerade das Zimmer verlassen, um ein Telefongespräch zu führen. Als ich zurückkam, sah mich mein Bruder an und sagte: „Sie ist tot.“ Mein Vater hatte den Kopf auf das Bett gelegt und weinte leise. Meine Schwester und mein jüngerer Bruder, die draußen auf dem Gang miteinander gesprochen hatten, kamen herein und betrachteten ihr ruhiges Gesicht. Es war nun vorbei.

Der Arzt kam, hörte ihr Herz ab und sagte: „Ja, sie ist tot.“ Dann beteten wir. Ich bemühte mich, Worte zu finden, die das zum Ausdruck bringen konnten, was wir empfanden; Worte des Schmerzes, Worte der Dankbarkeit, Worte der Hoffnung. Es war ein bewegender Augenblick. Meine Mutter lag da, still und in Frieden. Wir schauten sie an und beteten: „Gott, führe sie nun in dein Haus und gib uns den Mut, unser Leben weiterzuführen, dankbar für alles, was sie uns gegeben hat.“ Dann verließen wir das Krankenzimmer, in dem wir die letzten fünf Tage verbracht und Stunde um Stunde ihr Leiden und ihren Kampf miterlebt hatten. Wir wussten, dass sie niemals wieder bei uns sein würde.

*Gerade die gewöhnlichen,
alltäglichen Ereignisse sind es,
in denen wir das Geheimnis des
menschlichen Lebens berühren.*

8

Über die letzten Tage mit meiner Mutter möchte ich schreiben. So viel ereignete sich in dieser kurzen Zeit, dass ich befürchten muss, es entfällt mir etwas im Getriebe des Alltags, hielte ich meine Erfahrungen nicht in Worten fest. Ich will beschreiben, wie mir während jener Tage ihre Liebe, ihre Sorge, ihr Glaube und ihr Mut deutlicher wurden als jemals zuvor und wie mir auf neue Weise bewusst wurde, was es bedeutet, ihr Sohn zu sein.

Aber das ist so schwierig und schmerzlich. Jedes Wort scheint falsch zu sein, jeder Ausdruck scheint dem, was ich fühle, Gewalt anzutun, jede Seite des Lobes und der Dankbarkeit scheint jenes feingesponnene Netz aus Liebe, das ihr Leben war, zu verzerren. Und doch wäre Nicht-Schreiben schlechter; Nicht-Schreiben wäre, als trauerte ich nicht, als fühlte ich nicht den Schmerz, empfände nicht die Bitternis ihres Abschieds.

Ich weiß, dass ich weiterleben und mir sagen könnte: Sie musste sterben, wie wir alle einmal sterben müssen, dass ich tapfer, stark, gefasst sein und mich in der Gewalt haben muss. Ich weiß, wie ich auf das mir ausgesprochene Beileid von Freunden zu antworten habe, wenn sie sagen: „Es tut mir sehr leid zu hören, dass deine Mutter gestorben ist.“ Ich habe meine Sätze bereits zurechtgelegt: nicht zu viele, um sie nicht zu langweilen, nicht zu wenige, um nicht kurz angebunden und kühl zu erscheinen. Bis jetzt

habe ich sie schon viele Male verwendet: „Vielen Dank! ... Ja, es ging alles schneller, als wir dachten ... Sie besuchte mich zusammen mit meinem Vater in den Vereinigten Staaten ... Als sie am ‚Kennedy-Airport‘ ankamen, fühlte sie sich sehr müde und konnte nichts essen ... Der Arzt, ein Freund von mir, diagnostizierte Gelbsucht, hervorgerufen durch einen Tumor ... Schon nach vier Tagen flog sie mit meinem Vater zurück ... In Holland unterzog sie sich bald einer Operation ... Der Krebs erwies sich als sehr ausgebreitet ... Nach der Operation schöpfte sie wieder Hoffnung, starb aber sechs Tage später an einer Komplikation in der Lunge ...“

Ich weiß nicht, wie oft ich diese unpersönlichen Phrasen in den Mund genommen habe. Wieso wiederhole ich diese leeren Sätze? Sie erklären nichts. Schlimmer noch, sie verbergen mehr, als sie klarmachen. Sooft ich diese Worte verwende, wundere ich mich, warum es mir nicht gelingt, das Geheimnis mitzuteilen, von dem ich ein Teil geworden bin, die neue Einsicht, die sich mir aufgetan hat. Der endlose Dialog „Es tut mir leid“ – „Ja, ich bin traurig“ hat einen merkwürdigen Überdruß zur Folge, statt Trost und Stärkung zu geben. Dennoch bin ich jedem zutiefst dankbar, der mir seine Anteilnahme zum Ausdruck bringt, und brenne geradezu darauf, meinen Schmerz mit jemandem zu teilen. Aber da findet noch etwas anderes statt,

das zu wichtig ist, um in die wenigen Sätze eingezwängt zu werden, die ich schon so oft verwendet habe. Ich muss zumindest versuchen, mehr zu sagen.

- 10 Meine Mutter ist gestorben. Dieses Ereignis kann durchaus nicht für sich beanspruchen, einzigartig zu sein, es gehört zu den ganz normalen menschlichen Erfahrungen. Es gibt nur wenige Söhne und Töchter, die den Tod ihrer Mutter nicht erfahren haben oder erfahren werden, plötzlich oder langsam kommend, weit weg oder ihm ganz nah beiwohnend.

Dennoch will ich über dieses Geschehen nachdenken, obwohl es nicht ungewöhnlich oder außerordentlich ist, aber doch in vieler Hinsicht unbekannt und unergründlich bleibt. Gerade die gewöhnlichen, ganz normalen, alltäglichen Ereignisse sind es, in denen wir das Geheimnis des menschlichen Lebens berühren. Wenn ein Kind geboren wird, ein Mann und eine Frau sich umarmen, eine Mutter oder ein Vater stirbt, enthüllt sich uns das Geheimnis des Lebens. Genau in den Augenblicken, da wir am meisten Mensch sind, am meisten Berührung haben mit dem, was uns zusammenbindet, entdecken wir die verborgenen Tiefen des Lebens. Das ist der Grund, warum ich mich frei fühle, über meine Mutter zu sprechen, die ich so sehr geliebt habe und deren Tod mir tiefen Schmerz bereitet. Auf vielerlei Weise hat sie mich gelehrt und lehrt

*Genau in den Augenblicken,
da wir am meisten Mensch sind, entdecken wir
die verborgenen Tiefen des Lebens.*

mich weiterhin, dass das Allgemeinste zugleich das Persönlichste ist.

Ich erinnere mich, wie unangenehm es ihr immer war, wenn ich sie im Beisein anderer lobte. Sie hatte es nicht gern, wenn ich über sie sprach. Doch nun hält sie mich nicht mehr zurück; sie kann nicht mehr in Verlegenheit gebracht werden. Nun ist sie nicht mehr nur meine Mutter; sie ist eine Frau, deren Sohn darüber sprechen will, was sie ihn gelehrt hat, nicht nur in ihrem Leben, sondern auch in ihrem Sterben. Im Leben gehörte sie wenigen, im Tod ist sie für alle da.

11

Auf dem Weg, Abschied zu nehmen

Es ging alles so schnell – und doch so langsam! Als ich von New York nach Amsterdam flog, wurde mir bewusst, dass ich auf dem Wege war, von meiner Mutter Abschied zu nehmen. Sooft ich dieselbe Reise bereits gemacht hatte, dieses Mal erschien sie mir irgendwie unwirklich. Schon spürte ich, dass ich wie mit anderen Augen sah, so als würde alles um mich herum langsam zurücktreten und verblassen. Es fiel mir ausgesprochen schwer, der freundlichen Dame zu meiner Rechten zuzuhören, die mir über die Schule ihrer Tochter erzählte. Ich konnte mich nicht